

JOHN KATZENBACH

Der Psychiater

PSYCHOTHRIILLER



KNAUR*

John Katzenbach

Der Psychiater

Psychothriller

Aus dem Amerikanischen von
Anke und Eberhard Kreutzer

Über dieses Buch

Timothy Warner, Spitzname »Moth«, studiert Geschichte an der University of Miami - und er hat ein massives Drogenproblem. Jetzt ist er seit hundert Tagen »clean«, doch das hat er nur mit Hilfe seines Onkels Ed geschafft, eines prominenten Psychiaters und so etwas wie Moths Rettungsanker. Als Ed tot in seiner Praxis aufgefunden wird, stürzt Moth ins Bodenlose. Niemals war dies Selbstmord, auch wenn die Polizei noch so sehr davon überzeugt ist. Moths neue Aufgabe im Leben wird es, den Mörder zu stellen. Seine Nachforschungen führen ihn zu dem pensionierten Psychiatrieprofessor Jeremy Hogan, der seit einiger Zeit anonyme Drohanrufe bekommt. Ein unbekannter »Student Nr. 5« kündigt an, ihn umbringen zu wollen. Jedes Mal eröffnet er seinen Anruf mit der Frage: »Wer ist schuld?« Es scheint, als wolle er Rache nehmen für ein Unrecht, das ihm vor Jahren während seines Studiums angetan wurde ...

Inhaltsübersicht

Zitat

ERSTER TEIL

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

ZWEITER TEIL

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

49. Kapitel

50. Kapitel

51. Kapitel

EPILOG

Vierundzwanzig Stunden nach dem [...]

Vier Wochen nach dem [...]

Ein halbes Jahr nach [...]

»Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen?
Sind wir euch in allen Dingen ähnlich,
so wollen wir's euch auch darin gleichtun.«

William Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig
3. Akt, 1. Szene

ERSTER TEIL

Gespräche zwischen Toten

So viel hatte Moth begriffen:

Sucht und Mord haben einiges gemein.

In beiden Fällen sollst du ein Geständnis ablegen:

Ich bin ein Mörder.

Beziehungsweise:

Ich bin suchtkrank.

In beiden Fällen erwartet man von dir, dass du dich dem unergründlichen Ratschluss einer höheren Instanz beugst:

Für den Mörder im klassischen Sinne ist es das Gesetz: Polizei, Richter, Gefängniszelle. Der gemeine Drogen- oder Alkoholabhängige muss sich dagegen vor Gott oder Jesus oder Buddha oder sonst einem höheren Wesen verantworten, einer Macht, die stärker ist als Drink und Drogen. So oder so: Füg dich, es ist der einzige Ausweg - wenn du denn einen Ausweg suchst.

Er war anders gestrickt, solche Bekenntnisse und Zugeständnisse gingen ihm gegen die Natur - im Unterschied zur Sucht. Die Sache mit dem Töten ließ er

offen; fest stand nur, dass er es in absehbarer Zeit herausfinden würde.

1

Timothy Warner entdeckte die Leiche seines Onkels, weil er an diesem Morgen mit einem unwiderstehlichen und beängstigend vertrauten Verlangen aufwachte, einer Leere, die wie ein falscher Akkord auf einer E-Gitarre tief in seinem Innern dröhnte. Zuerst hielt er es für den Nachhall eines Traums, in dem er ungestraft einen Wodka nach dem anderen heruntergekippt hatte. Doch dann rief er sich ins Gedächtnis, dass er an diesem Morgen seit neunundneunzig Tagen trocken war, und ihm dämmerte, dass es ihn einen gewaltigen Kraftakt kosten würde, bis zum Schlafengehen nüchtern zu bleiben und seinen hundertsten Tag zu erleben. Die Lage war ernst, und bevor er die müden Glieder von sich gestreckt oder auch nur einen Blick aus dem Fenster geworfen hatte, um nach dem Wetter zu sehen, griff er nach seinem Smartphone und klickte auf die App, die automatisch zählte, wie viele Tage er sich ohne Rückfall hatte trocken halten können. Gestern war sie von achtundneunzig auf neunundneunzig gesprungen.

Einen Moment lang starrte er auf die Zahl. Der anfängliche Höhenflug war längst der Ernüchterung gewichen; nicht der leiseste Anflug von Stolz oder Befriedigung war geblieben. Nach dem ersten

Enthusiasmus hatte schon bald die Erkenntnis gesiegt, dass die Zählung eher einer tickenden Bombe glich und ihn unerbittlich an das fortwährende Risiko erinnerte, schwach zu werden, sich gehenzulassen, zu resignieren.

Und es würde ihn umbringen.

Vielleicht nicht auf der Stelle, doch über kurz oder lang. Seit er nüchtern war, fühlte er sich manchmal wie auf einer sturmgepeitschten Klippe: als beugte er sich zaghaft über den Rand, starrte in die schwindelnde Tiefe. Eine einzige kräftige Böe, und der Sturz ins Bodenlose wäre unaufhaltsam.

Es war eine Gewissheit und jede Verharmlosung reiner Selbstbetrug.

Gegenüber seinem Bett lehnte ein dreiviertelhoher, billiger schwarzer Spiegel an der Wand seines kleinen Studios; daneben stand das teure Fahrrad, mit dem er zur Uni fuhr, nachdem ihn sein letzter Rückfall den Führerschein gekostet hatte. In der Oversize-Unterwäsche, in der er schlief, stellte er sich vor den Spiegel und betrachtete sein Ebenbild.

Ihm gefiel nicht unbedingt, was er sah.

Statt des schlanken, durchtrainierten Kerls von früher blickte er auf eine ausgemergelte Gestalt, statt Sixpack konnte er die Rippen zählen, und von einem der schwächtigen Schultermuskeln grinste ihm ein trauriges Clownsgesicht mit zerzausten Haaren entgegen – ein schlecht gemachtes Tattoo als Andenken an eine

durchzechte Nacht. Auch er selbst trug sein pechschwarzes Haar lang und ungepflegt. Im Unterschied zum Clown hatte er dunkle Augenbrauen und ein gewinnendes, doch wie dieser ein wenig schiefes Lächeln, mit dem er auf andere freundlicher wirkte, als er nach eigener Einschätzung war. Er wusste nicht, ob er gut aussah, auch wenn es ihm dieses wirklich schöne Mädchen vor Jahren bescheinigt hatte. Er hatte die langen, dünnen Arme eines Langstreckenläufers. Im Footballteam der Highschool war er Außenstürmer gewesen; zudem ein Eiserschüler, den andere um Hilfe baten, wenn sie bei einem schwierigen Chemie-Experiment oder einem prekär verschleppten Aufsatz in Schwierigkeiten waren. Einer der besten Spieler im Team, ein bulliger Lineman, strich eines Tages einfach so vier Buchstaben aus seinem Namen und begründete seine Umbenennung damit, Tim oder Timmy passe einfach nicht zu Moths getriebenem Gesichtsausdruck. Der Spitzname blieb an ihm hängen, und Timothy hatte eigentlich nichts dagegen einzuwenden, weil Motten außergewöhnliche Qualitäten besaßen und sich in ihrer Suche nach Licht tollkühn in offene Flammen stürzten. Moth also, basta. Von da an griff er nur bei seltenen Gelegenheiten auf seinen vollen Namen zurück, bei formellen Anlässen, Familienfesten und - vor neunundneunzig Tagen - auch bei seinem ersten Treffen mit den Anonymen Alkoholikern, wo er sich mit den Worten vorstellte: »Hallo, ich heiße Timothy, und ich bin Alkoholiker.«

Eher unwahrscheinlich, dass sich seine weit entfernt lebenden Eltern oder die beiden älteren Geschwister, zu denen sein Kontakt ebenfalls seit Jahren eingeschlafen war, überhaupt noch an seinen Spitznamen erinnern konnten. Der Einzige in seiner Familie, der ihn nach wie vor fast immer und mit Zuneigung so anredete, war sein Onkel, dessen Nummer Moth hastig wählte, während er sein Spiegelbild anstarrte. Er wusste, dass er sich vor sich selbst schützen musste, und ein Anruf bei seinem Onkel war praktisch der erste Schritt, zu dem ihn sein Selbsterhaltungstrieb drängte.

Wie nicht anders zu erwarten, schaltete sich der Anrufbeantworter ein. »Hier spricht Dr. Warner. Ich befinde mich gerade in einem Patientengespräch. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht, und ich melde mich so bald wie möglich zurück.«

»Onkel Ed, hier spricht Moth. Heute Morgen hat mich das Verlangen derart erwischt, dass ich nicht weiß, wie ich es über die nächsten Stunden schaffen soll. Muss zu einem Treffen. Könntest du vielleicht auch hinkommen? In der *Redeemer One*, heute Abend um sechs? Also, falls möglich, bis dann. Ich warte auf dich, und vielleicht können wir hinterher noch ein bisschen reden. Tagsüber werde ich es wohl irgendwie packen.« Dieses windelweiche Versprechen nahm er sich selbst nicht ab, und sein Onkel würde das genauso wenig tun.

Vielleicht, überlegte Moth, gehe ich zu diesem Mittagstreff drüben im Campuszentrum oder der kleinen Vormittagsrunde in dem winzigen Zimmer hinter dem Laden der Heilsarmee. Oder ich lege mich ganz einfach wieder ins Bett, ziehe mir die Decke über den Kopf und trete bis zu dem Sechs-Uhr-Treffen gar nicht erst vor die Haustür.

Die abendlichen Meetings wurden in der First Redemption Church abgehalten - im Geheimjargon zwischen ihm und seinem Onkel firmierte die Erlöserkirche, schon wegen der Kürze, aber auch wegen der Anspielung auf das Raumschiff, als *Redeemer One*. Diese ein wenig elitären Zusammenkünfte waren ihm am liebsten. Nur selten fehlte er in dieser Runde von Anwälten, Ärzten und anderen Leuten aus den gehobenen Kreisen, die sich lieber auf den weichen Polstersofas in dem behaglichen, holzgetäfelten Versammlungsraum der Kirche zu ihrer Sucht bekannten als auf harten Metallklappstühlen im unbarmherzigen Neonlicht eines niedrigen, kalten Souterrains - dem üblichen Austragungsort von Treffen der Anonymen Alkoholiker. Ein betuchter Wohltäter der Kirche hatte einen Bruder an den Alkohol verloren, und seinen großzügigen Spenden waren die weichen Sitzgelegenheiten sowie der frische Kaffee zu verdanken. Die *Redeemer One* hatte etwas von einem exklusiven Club. Moth war mit großem Abstand der Jüngste.

Die trockenen Trinker und Junkies von einst, die es allabendlich dorthin zog, lebten ausnahmslos in jener fernen Welt, für die Moth, wie er ein Leben lang immer wieder zu hören bekam, ebenfalls prädestiniert war. Wer ihn eher flüchtig kannte, sah in ihm den künftigen Arzt, Anwalt oder erfolgreichen Geschäftsmann, wenn nicht mehr.

Natürlich nicht einen Arzt, der erst einmal selbst zur Spritze greift, bevor er seine Patienten fragt: »Was kann ich für Sie tun?«, oder einen Anwalt, der sein Schlussplädoyer mit schwerer Zunge vorträgt, und ebenso wenig einen Geschäftsmann, der seine Kohle in Koks investiert.

Ihm zitterte die Hand. *Niemand*, dachte er unwillkürlich, *erzählt seinen Kindern, sie hätten eine steile Karriere als Trinker oder Junkie vor sich. Nicht in den guten alten USA, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Nein, man hämmert ihnen ein, sie hätten das Zeug dazu, eines Tages Präsident zu werden, dabei spricht die Statistik eindeutig für die Sucht.*

Harte Fakten. Nicht von der Hand zu weisen.

Mit einem schwachen Grinsen fügte er im Geiste hinzu: *Wahrscheinlich sind die ein, zwei Kinder, die tatsächlich zu hören bekommen, sie würden als Säufer oder mit der Nadel im Arm auf dem Boden eines öffentlichen Klos enden, ausgesprochen motiviert, diesem Schicksal zu entrinnen, und werden irgendwann tatsächlich Präsident.*

Im Bad ließ er sein Handy auf der Ablage, um das Klingeln nicht zu verpassen, und stieg in die Dusche. Mit einer halben Flasche Shampoo und brühend heißem Wasser bekam er vielleicht die vielen Schichten verkrusteter Ängste herunter.

Als das Telefon ging, hatte er sich gerade halb abgetrocknet.

»Onkel Ed?«

»Hey, Moth, mein Junge, hab gerade deine Nachricht abgehört. Gibt's Probleme?«

»Ja.«

»Wie ernst?«

»Bis jetzt nur ein Wahnsinnsverlangen, bin praktisch davon aufgewacht.«

»War irgendwas, ich meine, ist was Besonderes vorgefallen, das es ausgelöst haben könnte?«

Sein Onkel, das wusste Moth aus Erfahrung, interessierte sich immer für das Warum, das ihm dabei helfen würde, sich ein Gesamtbild zu machen.

»Nein, keine Ahnung. Eigentlich nichts. Es war nur einfach da, als ich heute Morgen die Augen aufmachte. Als würde ich wach und da säße ein Gespenst an meinem Bett und ließe mich nicht aus den Augen.«

»Das klingt furchterregend«, sagte sein Onkel. »Auch wenn dir das Gespenst nicht ganz unbekannt sein dürfte.« Er legte eine Pause ein, in der er sich, ganz der Psychiater, jedes Wort so genau überlegte wie ein Schachmeister seine

nächsten Züge. »Hältst du es wirklich für eine gute Idee, bis heute Abend zu warten? Wie wär's mit einem früheren Treffen?«

»Ich hab fast den ganzen Tag Seminare. Ich sollte es bis ...«

»Vorausgesetzt, du gehst hin.«

Moth erwiderte nichts. Wäre auch zwecklos gewesen.

»Vorausgesetzt«, spann sein Onkel den Faden weiter, »du trittst nicht aus der Haustür, wendest dich scharf nach links und landest in diesem riesigen Spirituosendiscounter in der LeJeune Road. Du weißt schon, der mit dieser riesigen blinkenden roten Neonschrift, die jeder Alkoholiker im ganzen County Dade in seinen Träumen sieht. Und dann haben sie auch noch einen *gebührenfreien Parkplatz*.« Die letzten Worte triefen vor Sarkasmus.

Wieder schwieg Moth, während er sich fragte: Wäre es darauf hinausgelaufen? Irgendwo in einem versteckten Winkel seines Kopfs lauerte vielleicht ein Ja, das sich nur noch nicht lautstark bemerkbar gemacht hatte, jedoch gerade Luft holte, um es ihm ins Gesicht zu brüllen. Sein Onkel kannte alle diese inneren Zwiegespräche schon im Voraus.

»Du glaubst, du schaffst es, auf das Rad zu steigen und im Eiltempo zur Uni zu fahren? Und dann hintereinanderweg deine Seminare zu absolvieren? Was hast du eigentlich heute Morgen?«

»Kolloquium zur Bedeutung von Jeffersons Prinzipien für die aktuelle Gesellschaftssituation – geht darum, ob das, was der große Mann vor zweihundertfünfzig Jahren gesagt hat, uns auch heute noch was bringt. Nach der Mittagspause eine zweistündige Pflichtvorlesung über Statistik.«

Wieder legte sein Onkel eine Schweigeminute ein, und Moth sah im Geist das wohlwollende Grinsen in seinem Gesicht. »Na ja, Jefferson ist immer verflucht interessant. Sklaven und Sex. Unglaublich kluge Erfindungen und großartige Architektur. Diese Statistikvorlesung dagegen – öde. Wieso haben sie dir denn so was aufs Auge gedrückt? Wozu braucht man das für eine Promotion in amerikanischer Geschichte? Da greift doch jeder lieber zur Flasche.«

Darüber hatten sie schon oft gewitzelt, und Moth konnte sich zu einem kurzen Lachen aufraffen. »Aber echt«, sagte er im Rückgriff auf einen längst überholten Teeniejargon, den der Historiker in ihm genoss.

»Was hältst du von einem Kompromiss?«, fragte sein Onkel. »Wir treffen uns, wie du vorschlägst, um sechs in der *Redeemer One*. Aber vorher gehst du zu dem Mittagskränzchen im Campuszentrum. Das ist genau um zwölf. Du rufst mich an, wenn du reingehst. Von mir aus machst du da nicht mal den Mund auf, es sei denn, dir ist gerade danach. Hauptsache, du bist da. Und dann rufst du wieder bei mir an, wenn du rauskommst. Du meldest dich

erneut, wenn du in diese Statistikvorlesung gehst. Und – du hast es erraten – sobald du wieder rauskommst. Und halte das Handy jedes Mal so hoch, dass ich mitbekomme, wie der Professor im Hintergrund seinen Sermon hält. Genau das will ich hören. Sicheres, langweiliges Vorlesungshintergrundrauschen. Und keine klirrenden Gläser.«

Für den Alkoholikerveteranen gab es unter Millionen von Erklärungen und fadenscheinigen Ausflüchten, um an einen Drink zu kommen, nicht eine einzige Ausrede, die er nicht aus eigener Erfahrung kannte. Seine persönliche Strichliste an trockenen Tagen musste sich auf mehrere tausend belaufen, aus Moths Sicht eine schier unerreichbare Zahl. Onkel Ed war mehr als ein Betreuer. Für Moths betrunkenen Dante war er Vergil. Moth wusste, dass Onkel Ed ihm das Leben gerettet hatte, und zwar nicht erst einmal.

»Abgemacht«, sagte Moth. »Dann sehen wir uns also um sechs?«

»Ja. Und halt mir einen bequemen Sitz frei. Möglicherweise verspäte ich mich ein paar Minuten; musste für einen Patienten noch einen Nottermin einschieben.«

»Jemand wie ich?«, fragte Moth.

»Moth, mein Junge. Von deiner Spezies gibt es kein zweites Exemplar«, antwortete sein Onkel. »Nee, denke eher, eine Hausfrau aus der Vorstadt mit melancholisch

gesenktem Blick, der die Medikamente zur Neige gehen und die Panik schiebt, weil ihr Seelenklempner gerade in Urlaub ist. Ich bin nichts weiter als ein heiß begehrter, überqualifizierter Rezeptblock. Also dann, Moth, bis heute Abend. Aber vorher ruf an. Jedes Mal. Du weißt, dass ich drauf warten werde.«

»Mach ich. Danke, Onkel Ed.«

»Keine Ursache.«

Eine maßlose Untertreibung.

Moth hielt sich an die vereinbarten Telefonate, bei denen er mit seinem Onkel jedes Mal ein paar Minuten über Trivialitäten scherzte. Moth hatte nicht vorgehabt, bei dem Treffen in der Mittagspause den Mund aufzumachen, war jedoch, auf Drängen des jungen Theologieprofessors, der die Runde leitete, am Ende doch noch aufgestanden und hatte sich zu seinen Ängsten über den starken Drang nach Alkohol am Morgen bekannt. Daraufhin hatten fast alle genickt, als sei es ihnen genauso ergangen.

Nach dem Treffen fuhr er mit seinem Trek-Mountainbike, das über stattliche zwanzig Gänge verfügte, zu den Sportanlagen der Universität. Die gummierte 400-Meter-Hightech-Rennbahn mit einem Football-Trainingsplatz in der Mitte war eingezäunt, doch trotz des Warnschilds, das Studenten untersagte, die Bahn ohne Aufsicht zu benutzen, hob er das Rad über das Drehkreuz am Eingang, blickte schnell nach links und rechts, um sich

zu vergewissern, dass er unbeobachtet war, und fuhr die ersten Runden.

In kürzester Zeit hatte er sein Tempo stark beschleunigt. Er genoss das Klicken der wechselnden Gänge, die gefährliche Schräglage, mit der er in jede neue Kurve ging, den Geschwindigkeitsrausch, den Nervenkitzel unter dem azurblauen, wolkenlosen Himmel eines typischen Wintertags in Miami. Kaum trat er mit voller Kraft in die Pedale und spürte, wie sich seine Muskeln spannten und die Energie seinen ganzen Körper erfasste, registrierte er, dass das Verlangen allmählich nachließ und sich in irgendeinen Winkel verkroch. Aus vier Runden wurden im Handumdrehen zwanzig. Ihm brannte der Schweiß in den Augen. Vor Anstrengung begann er zu keuchen. Er fühlte sich wie ein Boxer, der mit einem rechten Schwinger seinen Gegner zu Fall gebracht hatte. Drisch weiter auf ihn ein, spornte er sich an. Der Sieg war mit Händen zu greifen.

Nach der achtundzwanzigsten Runde bremste er so abrupt, dass die Reifen auf dem Kunststoff quietschten. Er musste jeden Moment damit rechnen, dass ein Mann vom Campus-Wachdienst vorbeikam – ein Wunder, dass sich nicht längst einer hatte blicken lassen.

Was würde er wohl machen? Mich anbrüllen?, überlegte Moth. Mir ein Knöllchen dafür verpassen, dass ich versucht habe, nüchtern zu bleiben?

Moth hob sein Fahrrad wieder über das Drehkreuz, bevor er gemächlich die Strecke, die er gekommen war,

zurückfuhr und sein Mountainbike mit einem soliden Schloss an dem gusseisernen Ständer neben dem Gebäudekomplex der naturwissenschaftlichen Fakultät sicherte, bevor er sich für die Statistikvorlesung in den Hörsaal begab. Als er an einem Wachmann in einem kleinen weißen Geländewagen vorbeikam, winkte er dem Fahrer zu, der die fröhliche Geste ignorierte. Wahrscheinlich würde er in dem klimatisierten Saal einen üblen Körpergeruch verströmen, sobald der Schweiß an ihm trocknete, doch damit konnte er leben.

Auf wundersame Weise wendete sich dieser Tag offenbar noch zum Guten, so dass sich bei ihm verhaltener Optimismus einstellte.

Auf einmal erschien ihm die Hundert nicht nur machbar, sondern wahrscheinlich.

Bis eine Minute vor sechs wartete Moth vor der Kirche, dann ging er hinein und steuerte die Lounge an, wo bereits ungefähr zwanzig Männer und Frauen in einer lockeren Kreisformation warteten, die Moth alle mit einem kurzen Nicken oder Winken begrüßten. Es hing ein schwacher Zigarettenrauch in der Luft – für Alkoholiker eine lässliche Sünde, dachte Moth. Er sah sich in der Runde um: Arzt, Anwalt, Ingenieur, Professor. *Dame, König, Ass, Spion*. Und dann seine Wenigkeit: Doktorand. An der Rückwand standen auf einem dunklen Eichentisch ein Kaffeespender und Keramikbecher bereit. Die schimmernde

Metallschüssel mit Eiswürfeln stand neben alkoholfreien Getränken und Tafelwasser.

Moth fand einen freien Platz und stellte seinen abgewetzten Studentenrucksack neben sich ab. Den regelmäßigen Besuchern war klar, dass er den Sitz für seinen Onkel frei halten wollte – der Moth überhaupt erst in die vornehme Runde in der *Redeemer One* eingeführt hatte.

Erst als das Gespräch schon etwa eine Viertelstunde lief und von seinem Onkel immer noch keine Spur zu sehen war, fing Moth an, unruhig die Sitzposition zu wechseln und mit den Händen herumzufuchteln. Auch wenn sich Onkel Ed schon einmal verspätete, so war auf eines hundertprozentig Verlass: Wenn er gesagt hatte, er käme, dann kam er auch. Immer häufiger wandte sich Moth vom Sprecher ab und spähte in der Hoffnung zur Tür, dass sein Onkel endlich mit einer Entschuldigung an die versammelte Runde erschien.

Der Teilnehmer, der gerade an der Reihe war, sprach mit einigem Zögern über Oxycontin und das wohlig-warme Gefühl, das es ihm gab. Moth versuchte, aufmerksam zuzuhören. Die Beschreibung war ihm längst geläufig, und zwar unabhängig davon, ob die Rede von morphiumhaltigen Pharmazeutika, von selbstgebrautem Methamphetamin oder billigem Gin aus dem Supermarkt war. Der Süchtige sehnte sich danach, vom Scheitel bis zur Sohle in diese Wärme einzutauchen und sich mit Haut und

Haaren darin zu suhlen. So war es Moth in den wenigen Jahren seiner eigenen Sucht ergangen, und er hegte wenig Zweifel, dass sein Onkel aus seinen langen Jahren der Abhängigkeit ein Lied davon singen konnte.

Wärme, dachte Moth. *Wie verrückt kann man sein, tagtäglich die sengende Hitze von Miami zu ertragen und sich noch nach einer anderen Form von Wärme zu sehnen?*

Moth versuchte, sich auf den Mann zu konzentrieren, der gerade sprach. Er war Ingenieur, ein sympathischer Typ in mittleren Jahren, etwas untersetzt, wenig Haar auf dem Kopf, ein gutmütiger Zeitgenosse, der offenbar dem Druck als Angestellter eines der größeren Bauunternehmen der Stadt nicht gewachsen war. Der Realist in Moth fragte sich, wie viele Wolkenkratzer in der Brickell Avenue vielleicht von Leuten hochgezogen worden waren, die sich mehr für die Anzahl von Pillen interessierten, auf die sie tagtäglich angewiesen waren, als für die Maßangaben auf den Bauzeichnungen.

Als er sich gerade wieder zur Tür umdrehte, ging sie tatsächlich im selben Moment auf, doch statt seines Onkels trat eine Frau in den Raum - eine stellvertretende Staatsanwältin, mindestens zehn Jahre älter als Moth. Die dunkelhaarige, angespannt wirkende Frau trug einen adretten blauen Hosenanzug und hatte statt einer Prada-Handtasche ein ledernes Aktenköfferchen dabei; selbst am Ende eines langen Arbeitstags war sie eine äußerst gepflegte Erscheinung. In der *Redeemer-One*-Gruppe

gehörte sie eher zu den Neuzugängen. Da sie erst an wenigen Sitzungen teilgenommen und kaum einmal etwas beigesteuert hatte, war sie für den festen Stamm die große Unbekannte. Kürzlich geschieden. Strafrecht, Dezernat für Schwere Kriminalität. Droge der Wahl: Kokain. »*Hallo, ich heiße Susan, und ich bin drogenabhängig*«, hatte sie beim ersten Mal gesagt. Sie murmelte eine Entschuldigung für ihre Verspätung und setzte sich still in einen Sessel ganz hinten.

Als Moth an der Reihe war, geriet er ins Stottern und machte seinem Nachbarn Zeichen, dass er den Stab an ihn weitergeben wolle.

Das Treffen endete ohne seinen Onkel.

Moth verließ die Kirche zusammen mit den anderen. Auf dem Parkplatz verabschiedete er sich von manchen mit einer kurzen Umarmung, tauschte mit anderen, wie es nach den Gesprächsrunden Sitte war, Telefonnummern und E-Mail-Adressen aus. Der Ingenieur fragte ihn, wo denn sein Onkel stecke, und Moth erklärte ihm, Ed habe vorgehabt zu kommen, sei vermutlich aber länger als geplant von einem Notfall in der Praxis festgehalten worden. Der Ingenieur sowie ein Herzchirurg und ein Philosophieprofessor, die in der Nähe standen und den Wortwechsel mitbekamen, nickten mit dieser unnachahmlichen Miene der Suchtkranken, die besagte, dass Moths Erklärung plausibel klang und aller Wahrscheinlichkeit nach stimmte, jedoch grundsätzlich

den leisen Verdacht, dass die Burschen hinter ein paar anderen Raubüberfällen stecken, die ich zu beackern habe. Ob ich mal eben einen Blick drauf werfen kann?«

Sie deutete auf eine Schachtel auf dem Tisch der Gerichtsschreiberin.

Die Frau zuckte die Achseln. »Nur zu. Kommt sowieso alles in die Asservatenkammer.«

Während die Schreiberin sich wieder ihren Papieren zuwandte, kramte Susan in der Schachtel. Das, wonach sie suchte, lag in einer versiegelten, mit der Fallnummer versehenen Plastiktüte gleich obenauf. Ein Magnum-Revolver Kaliber .357 – genau dasselbe Modell, das ihr Moth ausgehändigt hatte. Das Einzige, worin sich die Waffen unterschieden, war die Seriennummer. Susan hatte Moths Waffe in einen ähnlichen Plastikbeutel mit identischer Fallnummer gesteckt. Kaum drehte ihr die Gerichtsschreiberin den Rücken, nahm Susan blitzschnell die Waffe aus der Schachtel und legte Moths Revolver hinein. Die andere ließ sie unbemerkt in ihrer Aktentasche verschwinden. Austausch abgeschlossen.

»Danke«, sagte sie zu der Gerichtsschreiberin, »ich habe, was ich brauche.«

Sie wusste, dass die Tatwaffe das einzige eindeutige Beweisstück war, das Moth mit dem Toten in der Angela Street in Verbindung bringen konnte. Man sollte nie unterschätzen, was die Ballistikexperten im Köcher hatten.

Die Magnum aus dem Raubüberfall würde sie etwa ein weiteres halbes Jahr behalten und bei der nächsten passenden Gelegenheit erneut in Umlauf bringen. Danach wäre Moth endgültig aus dem Schneider.

Susan schmunzelte. Lass die Knarre verschwinden. *Weg mit dem letzten schlüssigen Beweisstück.* In einer Apple-Filiale hatte sie längst sämtliche Daten von der Festplatte des Laptops löschen lassen und den Computer anschließend in einem Beutel mit stinkigen Abfällen auf der Bezirksmülldeponie entsorgt. Jetzt konnte Moth allenfalls noch DNA überführen, falls im Haus des Mörders welche gesichert worden war. Und Andy Candy. Wegen der DNA hatte Susan Moth gewarnt: *Sieh zu, dass du niemals verhaftet wirst und in einer Datenbank landest.* Um Andy Candy machte sie sich keine Sorgen. Die hielt dicht.

Wahrscheinlich würde sie Moth am Abend in der *Redeemer One* treffen, doch von ihren Manipulationen würde er nie erfahren. Sie war clean, mehr brauchte er nicht zu wissen. *Hundertdreiundachtzig Tage bis jetzt,* rief sich Susan stolz in Erinnerung. Für den Anfang nicht schlecht.

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»The Dead Student« bei Mysterious Press/Grove Atlantic,
New York, NY.

Copyright © 2015 der eBook Ausgabe by Knaur eBook.
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH &
Co. KG, München

Copyright © 2015 by John Katzenbach

Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe bei
Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Viola Eigenberz

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH

Coverabbildung: FinePic®, München

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-42409-4

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird